Demografie

Dann werden wir eben weniger!

Sinkende Geburtenraten sind ein großes Problem, konnte man in der ZEIT lesen. Stimmt das wirklich? Ein Widerspruch von MAXIMILIAN PROBST



In welcher Welt werden unsere Kleinen groß? Die bange Frage steht manchem Kinderwunsch entgegen

er deutsche Romantiker Novalis schrieb einmal: »Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.« Und natürlich hat er recht. Was ist schon beglückender und vielversprechender als das Lachen kleiner Kinder? Der Politologe Herfried Münkler hat allerdings sehr jungen Gesellschaften mit hohen Geburtenraten ein entsprechend hohes kriegerisches Potenzial bescheinigt. Als Beispiel könnte die Sahelzone taugen: eine Region, in der das Durchschnittsalter bei 18 Jahren liegt, die konstant von Kriegen und Staatsstreichen erschüttert wird und die Hälfte der weltweiten Terrorismusopfer zu beklagen hat. Wo Kinder sind, da ist die Hölle auf Erden?

nent ist lizenziert für VOBB-Servicezentrum, ui58016c. Irbehalten. © DIE ZEIT. Download vom 24.07.2025 11:42 von https://bib-voebb.genios.de

Es fällt jedenfalls auf, dass sich der Blick oft romantisch verklärt, wenn es um die Frage geht, wie viele oder besser, wie wenig Kinder heute geboren werden. Die Titelgeschichte der ZEIT aus der vorvergangenen Woche (Nr. 29/25) ist nur eines von vielen Beispielen, wie sinkende Geburtenraten zu ansteigender Panik führen. Von einer »globalen Fruchtbarkeitskrise« ist da die Rede: »Wissenschaftler vergleichen sie mit der Pandemie, mit Kriegen oder dem Klimawandel.« Es müsse also etwas getan werden. Und zwar schnell.

Aber warum eigentlich? Sind sinkende Geburtenraten tatsächlich so fatal für die Gesellschaft? Und vor allem: Können nicht sogar weniger Kinder Teil der Lösung für die beiden Großkrisen unserer Zeit sein – die Klimakrise und die Verschlechterung unserer ökologischen Lebensgrundlagen?

Meistens werden die sinkenden Geburtenraten mithilfe einer Gleichung problematisiert. Sie besagt: alt = weniger innovativ und weniger leistungsfähig. Im Ergebnis führt eine niedrige Fertilitätsrate in eine konservativ eingestellte, träge Gesellschaft, die ihr Rentensystem nicht mehr finanzieren kann. Doch diese Furcht vor der ȟberalterten Gesellschaft« beruht vor allem auf, nun ja, veralteten Vorstellungen vom Alter. Sie geht davon aus, dass Menschen ab 60 Jahren mental und physisch abzubauen beginnen und darum rasch in den Ruhestand entlassen werden müssen.

Die Altersforschung legt heute einen anderen Schluss nahe. »Die kognitiven Fähigkeiten bleiben im Durchschnitt ab 25 bis etwa 67 relativ stabil, erst ab 80

zeigen sich deutliche Verschlechterungen«. So formulieren es die Autoren Clara Vuillemin und Peter Lau in ihrem Buch Zu jung? Zu alt? Egal!, das gerontologische und sportmedizinische Studien zusammenfasst und Anfang des Jahres erschienen ist. Auch eine abflauende Fitness im Alter habe »sehr viel mehr mit dem Rückgang der körperlichen Bewegung zu tun ... als mit irgendeiner vermeintlich zwangsläufigen Entwicklung«. Dass im Alter weniger ein Problem als vielmehr ein

Potenzial steckt, hatte die amerikanische Gerontologin Matilda White Riley bereits in den 1970er-Jahren erkannt. Sie entwickelte das Ideal einer »altersintegrierten Gesellschaft«, in der die Dreiteilung des Lebens – Bildung von der Kindheit an bis ins junge Erwachsenenalter, Arbeit im mittleren Alter gefolgt von der Freizeit des Ruhestands – aufgelöst wird. Stattdessen finden sich Bildung, Freizeit und Arbeit in allen Phasen des Lebens wieder. Für die Arbeit heißt das: Sie fängt früher an, wird in der Mitte des Lebens, wo Menschen sich häufig zugleich um ihren Nachwuchs und die Pflege ihrer Eltern kümmern müssen, deutlich weniger und reicht bis ins höhere Alter, weil niemand auf dem Weg dorthin ausbrennt.

Den gleichen Tenor hat 2014 der wegweisende Bericht Mastering Demographic Change in Europe angeschlagen, hinter dem acht europäische Wissenschaftsakademien stehen, darunter die Leopoldina. Länger arbeiten, heißt es darin, muss nicht Êrschöpfung bedeuten, sondern könne sich in richtiger Umgebung sogar positiv auf Gesundheit und Wohlbefinden der Einzelnen auswirken. Der Bericht kommt auch auf die Ökologie zu sprechen: Europa, fordern die Experten, solle seine Bevölkerungsentwicklung als Ausgangspunkt für ein nachhaltiges, »nichtmaterielles Wachstum« nehmen.

Auf diesen Punkt geht auch die globale Übersichtsstudie zu den Geburtenraten ein, die 2024 bei The Lancet erschienen ist und die seither den alarmistischen Medienberichten zugrunde liegt. Die anhaltend unter dem Reproduktionsniveau liegende Fruchtbarkeit biete »Chancen für den ökologischen Fortschritt«, heißt es da. Neben strengen Umweltschutzvorschriften könne eine kleinere Weltbevölkerung »die Belastung der globalen Nahrungsmittelsysteme, der empfindlichen Umwelt und anderer endlicher Ressourcen verringern und auch die Kohlenstoffemissionen reduzieren«.

Interessant ist, dass der Lancet-Bericht diese Chancen erwähnt, aber nicht weiter darauf eingeht. Und dass die Medienberichte von der New York Times über den Atlantic bis zur ZEIT sie verschweigen. In der Problematisierung der sinkenden Geburtenraten klafft eine ökologische Lücke.

Die wohlwollende Erklärung dafür lautet: Man will nicht den falschen Leuten in die Karten spielen. Denn der Komplex Ökologie, Klima und Bevölkerung ist stark kontaminiert. Schon 1977 publizierte der amerikanische Ökologe Garrett Hardin eine rechtsradikal-ökologische Lesart der Bevölkerungsfrage unter dem Titel The Limits of Altruism. Er argumentierte, dass die Menschheit dabei sei, die planetaren ökologischen Grenzen zu überschreiten, und befürwortete einen Geburtenrückgang. Politisch zog er daraus die giftige (in den USA gerade in Umsetzung begriffene) Forderung, Migration zu begrenzen und die Entwicklungshilfe einzustellen: Diese altruistischen Ansätze würden nur das Problem verstetigen, dass arme geburtenstarke Länder ihren Ȇberschuss« in reiche Länder exportierten.

Diese Sichtweise hat über den zusehends nach rechts außen abgedrifteten Umwelthistoriker Rolf Peter Sieferle seit den 1980er-Jahren in die deutsche Debatte Eingang gefunden. In ihrer neuesten Fassung geht sie so: Nicht mehr die Abkehr von fossiler Energie soll die Lösung der Klimakrise bringen, sondern die Abwehr von flüchtenden Menschen. Nicht mehr Öl und Gas sind das Problem, sondern »die Bevölkerungsexplosion in Afrika«. In dieses Lager will niemand hineingeraten.

Allerdings droht eine ähnliche Gefahr auch denen, die von sinkenden Geburtenraten in Schrecken versetzt werden: Sie müssen damit leben, religiösen Fanatikern, antifeministischen Abtreibungsgegnern und gefährlich naiven Technoträumern wie Elon Musk entgegenzukommen, der daran glaubt, dass mehr Menschen benötigt werden, um dereinst in

eine multiplanetare Zukunft zu gelangen. Es bleibt also nur der unaufgeregte Blick auf die Tatsachen. Unbestritten ist der Zusammenhang von CO₂-Emissionssteigerung und der Geburtenrate. Der Klimawissenschaftler Michael Schlax und der Statistiker Paul Murtaugh gingen 2009 davon aus, dass ein Elternteil für 50 Prozent der Treibhausgasemissionen seiner Kinder verantwortlich ist, für 25 Prozent von denen seiner Enkelkinder und so halbierend immer weiter. Daraus folgerten sie, dass der Entschluss, Kinder zu bekommen, alle anderen Lebensentscheidungen hinsichtlich der CO2-Emissionen um ein Vielfaches übertraf. Auch spätere Studien, die nur die Emissionen der direkten Nachkommen berücksichtigen, zeigen: Die Fortpflanzung stellt den größten individuellen Beitrag einer Person zu den Treibhausgasemissionen dar.

Wie groß der ausfällt, ist variabel. In den Ländern der Sahelzone, der einzigen Region, die noch hohe Geburtenraten verzeichnet, sind die Pro-Kopf-Emissionen verschwindend gering. Dort werden 0,2 Tonnen pro Jahr ausgestoßen, während es in den Vereinigten Arabischen Emiraten 24 Tonnen sind, in den USA 14, in China acht und in Deutschland immerhin noch sieben. Hohe Geburtenraten in Ländern mit niedrigen CO₂-Emissionen sind also fürs Klima prinzipiell kein Problem, während niedrige Geburtenraten in Ländern, die hohe CO2-Emissionen haben – und damit auch eine besondere Verantwortung bei der Verursachung der Klimakrise tragen –, durchaus hilfreich sein können.

Daraus folgt aber nicht, dass zum Wohle des Klimas und der Ökologie die Geburtenraten mit biopolitischen Maßnahmen oder medialen Kampagnen beeinflusst werden sollten. Die Entscheidung für oder gegen Kinder müssen Eltern frei und

für sich selbst treffen können. Die Frage, in welche Welt ein Kind heute geboren wird, spielt dabei eine große Rolle. Künftige Generationen werden eine vielfache Zunahme von Extremwetter-Ereignissen erleben und zusehen müssen, wie Teile der Welt unbewohnbar werden. Das sind Sorgen, die verstärkt werden durch politisches Nichthandeln: Eine Lancet-Untersuchung aus dem Jahr 2021 ergab, dass 59 Prozent der 16bis 25-Jährigen global sehr bis extrem beunruhigt über den Klimawandel sind – und dass diese Ängste mit einer als unzureichend empfundenen Reaktion der Regierungen und dem damit verbundenen Gefühl des Verrats korrelierten.

Eine entschiedene Klimapolitik, die nicht auf dem Rücken der kommenden Generationen ausgetragen werden darf, könnte Perspektiven für eine Zukunft bieten, in die man auch wieder Kinder setzen will. Denn obgleich sinkende Geburtenraten der Klimakatastrophe entgegenwirken – notwendig sind sie nicht. Eine konsequente Transformation hin zu erneuerbaren Energien, Aufforstung und nachhaltiger Landwirtschaft könnte die klimatischen und ökologischen Lebensbedingungen auch bei einem moderaten Bevölkerungswachstum garantieren.

Gegenwärtig allerdings erleben wir das Gegenteil: In den USA wird die Klimapolitik konsequent zurückgedreht, in Deutschland aufgeweicht. Das Thema rutscht aus dem öffentlichen Bewusstsein, wird verdrängt und abgewehrt. Der Ruf nach mehr Kindern ist Teil dieser Verdrängung. »Wer Kinder hat«, heißt es in der ZEIT-Titelgeschichte, »muss sich nicht dauernd mit sich selbst befassen oder an der Weltlage verzweifeln. Erst mal die Brotboxen fertig machen und morgen die Gitarre nicht vergessen.« Damit sich die jungen Menschen noch leichter tun, Kinder in die Welt zu setzen, um die Weltlage noch besser vergessen zu können, werden »mehr positive Erzählungen« gefordert. Positive Erzählungen über Apfelschnitze und Musikunterricht wohlgemerkt, nicht über die Möglichkeiten, politisch auf die Welt einzuwirken.

Ganz sicher positiv ist: Auf sinkende Geburtenraten kann man auch mit Gelassenheit schauen.

ANZEIGE



Die 1402 gegründete Julius-Maximilians-Universität gehört zu den forschungsstärksten Universitäten in Deutschland.

Mit dem Synopsis Kolleg erweitert sie ihr Angebot für vielseitig interessierte junge Menschen, um sie bestens bei der Studienfachwahl zu unterstützen und sie optimal auf ihr Studium vorzubereiten.

- Du weisst noch nicht, was du studieren willst?
- Du willst dich zusammen mit anderen intensiv und vielseitig auf ein Studium vorbereiten?

Das Synopsis Kolleg bietet dir Raum für Eigeninitiative und Selbstgestaltung - zugleich aber auch Begleitung und Inspiration in einer entscheidenden Lebensphase.



VERNETZT DENKEN – GEMEINSAM STUDIEREN

Das ist Synopsis:

- Zertifikatsstudiengang (60 ECTS) mit eigens zusammengestelltem Curriculum
- Lehre durch Professorinnen und Professoren aller Fakultäten
- fächerübergreifende Forschungsfragen
- Bezüge zur gesellschaftlichen Praxis
- individuelle Studienberatung und Unterstützung bei der Persönlichkeitsbildung
- Anrechenbarkeit ausgewählter Studienleistungen auf ein späteres Fachstudium
- attraktive Exkursionen und Gemeinschaftsaktivitäten
- garantierter Platz im Kollegwohnheim
- keine Studiengebühren

Haben wir dein Interesse geweckt? Bewerbungen sind noch bis zum 15.8.2025 möglich.

www.uni-wuerzburg.de/synopsis-kolleg

Ausgezeichnet

Wolfgang Bauer erhält für seine Archäologie-Serie über die Burg Hohengenkingen (ab ZEIT Nr. 52/23) den Medienpreis des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. Alle Folgen zum Nachlesen finden Sie unter zeit.de/serie/die-burg